

Der Bauernstand seit 1848.

Von Franz Fhief.

Durch den Antrag des schlesischen Abgeordneten Hans Kudlich war der Bauer im Jahre 1848 von Zehent und Robot befreit, er war sein eigener Herr und der lang gehegte Traum der Freiheit war endlich in Erfüllung gegangen. Er, der immer am Gängelbände geführt wurde, der ein rechtloser Untertan war, war auf einmal ein freier Mann auf seiner Scholle. Dies kam zu schnell, viele konnten es gar nicht fassen. Die Grundablösung kostete Geld, das er vielfach aufnehmen mußte. Zum Unglück brachten die nächsten Jahre Dürre, Futtermangel, Hagel und andere schwere Elementarereignisse, die dem Bauernstande einen bedeutenden Schaden zufügten.

Solange er roboten mußte, brauchte er viele Pferde. Man rechnete für eine Wirtschaft von 30 Joch damals 3 bis 5 Pferde; denn der Bauer mußte seine Felder bearbeiten, die der Herrschaft und noch Vorspanndienste leisten. Er holte von Olmütz, Brünn und Wien Waren,

führte die Herrschaftsbeamten zu Unterhaltungen, sodaß eine größere Zahl von Pferden gerechtfertigt war. Da sie viel Futter brauchten, konnte er sich weniger Mühe halten. Die Bestellung der Felder war keine muster-giltige. Er begnügte sich oft mit dem einmaligen Pflügen und säte gleich darauf. Wenn er das Vierfache der Ausfaat im Winter ausdrosch, war er zufrieden. Die Schafzucht hörte auf, da man aus Amerika billigere Baumwolle bezog. Den Verkehr übernahmen die Eisenbahnen; das Bild des Fuhrmannes verschwand von den Straßen.

Die erste Bahn ging bei uns von Prerau über Olmütz und Hohenstadt nach Prag.

Der Bauer findet sich immer schwer in die neuen Verhältnisse, da er viel zu sehr

an dem Ererbten hängt und seine Arbeits- und Lebensweise ungern ändert.

Es fehlte damals das Betriebskapital, weil es keine Kassen gab, die Geld zu billigen Zinsen geliehen hätten. Dafür gab es in jedem Dorfe Leute, die Geld zu Monatszinsen dem Bauer borgten. Das waren unverschämte Wucherer, die viele um Hab und Gut brachten. Konnte einer



St. Agidikirche in Zwittau.

nicht mehr zahlen, dann wurde ihm sein Hab und Gut verkauft, er verließ die Heimat und zog in die Fremde, wo er eine andere Arbeit fand.

Der Bauer verstand und erfaßte nicht den Wert und die Bedeutung des Vereinswesens, der Einigkeit und des gegenseitigen Vertrauens. Das eigensüchtige Vorgehen der Ortsrichter, die mit dem Herrschaftsbeamten oft gar zu gut befreundet waren zum Nachteil der Gemeinde und die Wirtshaft der Bucherer, die oft kein Mitleid hatten mit dem bedürftigen Mitmenschen, ersüßten jedes gegenseitige Vertrauen und richteten leider viel Unheil an, das man noch heute aus vergilbten Blättern und Urkunden herauslesen kann. Was nützen da die Predigten und schönen Bücher, die so zuckersüß die Moral verkünden? Es sind leere Reden, die wirkungslos bleiben, weil die guten Beispiele fehlen.

Die große Bevormundung des Bauernstandes, die Verfolgung der Andersdenkenden und die Unterdrückung jeder geistigen Freiheit in der Zeit von 1500 bis 1770 hatte üble Folgen. Unser Land wurde zu einem Friedhof, die Leute verlernten das Denken und Urteilen; sie glichen einer Herde, die gewohnt ist, einem Leittier zu folgen. Die geistig Regsamen hatte man mundtot gemacht, sie aus dem Lande gejagt, die Schulbildung war sehr dürftig, sodaß ein Dämmerzustand herrschte, den die Schläuen zu ihrem Vorteil benutzten. Kam ein Bauer aufs hohe Ross, wurde er Dorfrichter, so war er oft ärger als der Amtmann. Dies zeitigte große Nachteile.

Das Ausland war nicht so engherzig; hier konnte sich jeder frei entfalten, der geistige und wirtschaftliche Druck lastete nicht zentnerschwer auf dem Volke, es war ein reger Wettstreit, sodaß der Bauer in Preußen, Dänemark, Schweiz und Amerika unserem weit überlegen war. Sie lieferten billigere und bessere Erzeugnisse und hatten den Handel in ihren Händen. Die Kriege vom Jahre 1859, 1864 und 1866 kosteten Geld und Menschen, die der Landwirtschaft genommen wurden. In Fabriken erzeugte man Kunstweine und Kunstbutter. Der Bauer wehrte sich gegen den Anbau der Zuckerrübe, die um 1860 sich in Mähren eingebürgert

hatte, weil man befürchtete, der Boden werde zu stark ausgezogen. Als er endlich mit dem Anbau der Rübe begann, geschah eine große Umwälzung in dem Bestellen der Felder. Man ackerte nicht mehr leicht, sondern tief und das kam leider zu schnell. In den ersten Jahren der Tiefkultur ackerte man zuviel „tote Erde“ heraus und die gehegten Erwartungen erfüllten sich nicht. Darüber waren die Bauern ganz entmutigt und verzagt und mancher, der dem Neuen gefolgt war, hörte bittere Vorwürfe von seinem Ausgedinger, der ja allzu starr am Althergebrachten festhielt. Altes Lied auf einem Bauernhose, das wohl nie verstummen wird, solange die Erde steht! Das Alter und die Jugend sind eben Gegenpole, jenes ist für die Ruhe, diese für den neuen Geist.

Die Tiefkultur brauchte viel Dünger, den aber der Bauer nicht besaß, weil im Sommer der Weidebetrieb noch vorherrschte. Der wurde nun aufgelassen, die Hutweiden umgeackert und die Röhre blieben jahraus, jahrein im Stall. Trotzdem fehlte es an Dünger. Da kam wieder vom Ausland Hilfe. In Amerika hatte schon 100 Jahre vorher der bekannte Benjamin Franklin, der den ersten Blitzableiter herstellte, die hohe Bedeutung des Kalkes und des Gipses erkannt und die Anregung gegeben, Gips auf die Felder zu streuen, um den Ernteertrag zu steigern. In Deutschland hatte der große Chemiker Justus von Liebig (1803—1873) auf den Kunstdünger hingewiesen. Seine Ideen fanden nur langsam Verbreitung; allgemein schenkte das Landvolk diesen chemischen Erzeugnissen wenig Vertrauen. Es vergingen noch viele Jahre, ehe auf den Feldern unserer Heimat der erste Kunstdünger gestreut wurde.

Ein großes Hindernis war auch die geringe Schulbildung. Die alte Konfordschule hemmte die freie geistige Entwicklung unseres Volkes, weil eben das Lehrziel ein sehr beschränktes war und der Lehrer als Diener der Kirche alles war, nur kein Lehrer. Diese geistige Armut, die uns auch die Niederlagen von 1859 und 1866 brachten, erkannten einsichtsvolle Männer und schufen durch das Reichsvolksschulgesetz eine freie Staatschule, die anfangs stark angefeindet wurde, aber doch ein

Segen für Volk und Heimat war und noch ist. In den Schulgärten lernten die Kinder Gemüse- und Obstbau, dem man bedeutende Aufmerksamkeit schenkte. An den Wegen und Feldrainen setzte man Bäume nach dem bekannten Spruche: „Im kleinsten Raum setz einen Baum! Und pflege sein, er bringt dir's ein!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Allerseelenfeier in der St. Aegidikirche.

Eine Zwittauer Sage. Vom Heimateusel Edward.

In nebliger Novembernacht
Am Sterbebett die Gattin wacht.
Der Mann ist siech und gar so krank —
Wie ist der armen Frau so bang!
Es ist so still — sie schluchzt und weint —
Durchs Fenster sah der Vollmond scheint.
Und wie es geht auf Mitternacht,
Der Mann nach kurzem Schlaf erwacht.
Er ist so matt, die Lunge wund,
Er lispelt lei' mit bleichem Mund:
„Der Tod löscht wohl mein Lämpchen aus,
Ich sah ihn schleichend geh'n ums Haus
Mit Stundenglas und Hippe
Als klapperndes Gerippe.
So will ich denn in frommer Weis'
Genießen noch die Himmelspeis'.
Hol' mir den Pfarrer, teures Weib,
Daß er mir reich' des Heilands Leib!“

Die Frau steht auf, verläßt den Ort
Und rennt zum Kirchendiener fort.
Der wohnt, gottlob, nicht allzuweit,
Sie findet ihn auch dienstbereit.
Sie richtet ihre Sendung aus
Und eilt dann wieder schnell nach Haus'.
Der Mesner geht zum Pfarrhof hin —
Am Himmel schwarze Wolken zieh'n;
Er pocht geduldig an das Tor,
Der Pfarrherr tritt alsbald hervor.

Es schlummern Menschen, Vieh und Wurm,
Da schlägt es zwölf auf Zwittaus Turm.
Und wie sie schreiten so zu zwei'n,
Erstrahlt die Kirch' im Kerzenschein.
Der Mesner öffnet scheu das Tor,
Da tönt die Orgel sanft vom Chor.
Und am Altar, im Lichterglanz,
Umspielt von einem Strahlenkranz,
Ein greiser Priester opfernd steht
Und spricht in Demut das Gebet.

Das Bild sollte uns lehren, daß jedes Wesen sein Leben verteidigt, wenn es sich angegriffen wähnt und daß es beständig darum bangt.

Diese Angst, ob sie sich auf das „bißchen Leben“ erstreckt oder nur Futtergeiz ist, sollen wir nie vergessen, wenn wir mit den Geschöpfen der Natur zu tun haben, dadurch würde manches „Mißverständnis“, mancher Unfall mit Pferden, Hunden, mit anderen Tieren und mit Menschen unterbleiben.

Dr. St.

Die Heimatpost dieser Folge lesen!

Der Bauernstand seit 1848.

Von Franz Thiel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Herrschaft Johnsdorf ging mit gutem Beispiel vor, auch Reitendorf und Weikersdorf blieben nicht zurück. Einen segensreichen Einfluß übten die Kasinos, die landwirtschaftlichen Vereine, die Büchereien, die Winterkurse und landwirtschaftlichen Schulen aus. Der Bauer war erfüllt vom Bildungsstreben, er suchte das nachzuholen, was ihm der Staat durch Jahrhunderte vorenthalten hatte. Nicht übersehen dürfen wir die günstige Einwirkung der herrschaftlichen Höfe, die von Fachleuten bewirtschaftet, dem Bauer viele gute Winke und Lehren gaben. Auch die Militärjahre förderten und erweiterten den Gesichtskreis der jungen Bauernsöhne. Sie sahen viel Neues und brachten manch gute Anregung mit heim.

Ein schwerer Schlag war das Jahr 1873, das den großen Krach brachte. Viel sauer erworbenes Geld zerfloß wie der Schnee in der Frühlingssonne und ein wirtschaftliches Leichenfeld blieb übrig. Doch der Bauer verzagte nicht. Sparkassen sorgten für billiges Geld und schützten den Bauer vor dem Wucherer. Besondere Verdienste erwarben sich die Raiffeisen-Kassen, die man heute in allen Gemeinden hat und die das Vertrauen der Bevölkerung im vollen Maße genießen. Ihnen ist es zu danken, daß die Gestalt des Wucherers heute ganz verschwunden ist.

Zum Schutze gegen Feuersgefahr, gegen Unglück im Viehstall und gegen Hagel-schlag entstanden Versicherungen, die dem Bauer manche Sorge abnahmen. Allmählich verschwanden die Holzscheunen, die Strohdächer, die alten Häuser und niedrigen, dumpfen Ställe. Die letzte Holz-scheune in Frankstadt war die des Herrn Armann im Niederorte — sie kaufte später der verstorbene Peter Schön und ließ sie niederreißen. Schade, daß kein Bild von ihr mehr vorhanden ist. Ich denke noch heute, wenn ich dort vorübergehe, an diese alte ehrwürdige Scheune mit dem grünen Moosdach, den dunklen Pfosten und Brettern, zwischen denen das Getreide herauschaute. Die Feuersgefahr war immer eine große. Brände gab es in den Jahren 1880—1890 genug. Die sattsam bekannten Drohbriese stifteten viel Unheil und Unfrieden. Für die Wirt-schaften des Niederortes machte man einige Teiche, die jeden Sonnabend mit Wasser gefüllt wurden.

Ein Tierarzt war auf dem Dorfe eine unbekannte Gestalt. Es gab Kurschmiede und alte erfahrene Männer, die mit Rat und Tat dem Bauer halfen. Ich erinnere mich noch gut an den alten Herrn Gabriel vom Erbgericht, den ich oft holen mußte, wenn eine Kuh krank war. Auch der „Bladensdorfer Gabriel“ hatte eine um-fassende Kenntnis in den Krankheiten der Tiere. Diese beiden Herren haben manche Kuh und manches Pferd gerettet und sie verlangten — wenn ich mich nicht täusche — nichts für ihre Bemühung. Die engen, niedrigen Ställe gehören heute der Ver-gangenheit an; für das Vieh baut man hohe, sonnige Räume, die vielfach recht praktisch eingerichtet sind: elektrisches Licht und Wasserleitung kann man an vielen Orten beobachten. Der alte Zuber, mit dem die Mägde das Wasser vom Bache holten, ist längst vergessen und das ein-tönige Wasserpumpen am Abend, in der Früh und zu Mittag klingt mir noch immer in den Ohren. Oft machte ich diese Arbeit selbst im Sommer, wenn es viel Arbeit gab und die Kühe schon un-geduldig auf das Wasser warteten. Ein wenig stimmungsvoll arbeitete immer eine Magd auf der Heinrich-Wirtschaft, die nach dem Nachtmahl das Wasserpumpen

besorgte und lustig ihre Stimme erschallen ließ. Der Gesang war überhaupt eifriger gepflegt als heute. Hinter dem Pflug, beim Säen und im Stall erklangen Lieder und manche Magd oder mancher Knecht verfügte über eine große Anzahl von Liedern.

Die verderbliche Inzucht bekämpfte man in der Weise, daß man Stiere aus anderen Gemeinden kaufte und großen Wert auf reinrassige Tiere legte. Die Erzeugnisse der Milchwirtschaft gingen nach Schönberg. Die „Milchweiber“ übernahmen die Milch, auch Butter, Topfen, Gähner u. dgl. und verkauften alles in der Stadt. Schwere Kämpfe gab es immer, wenn der Bauer seine Waren im Preise erhöhte. In den Zeitungen, in Versammlungen, beim Bierisch und auf der Straße nahmen die Leute für und gegen die neuen Preise Stellung. Die Landwirte wiesen darauf hin, daß alle Erzeugnisse von Jahr zu Jahr teurer werden, daß aber niemand sich sehr darüber aufregt, nur der Bauer ist derjenige, den man verhöhnt und verspottet, wenn er ein gleiches Recht verlangt wie alle anderen Erzeuger. Im Sommer, wenn es viel Milch gab, rührte die Bäuerin Butter; dazu hatte sie das Stoßbutterfaß, dann kam um 1860 das Rührbutterfaß in Verwendung. Manche Stunde mußte ich daheim rühren und drehen, bis sich endlich die Butter entwickelte. Aus der Magermilch machte man Topfen; dazu hatte jedes Haus eine „Quarkquetsch“, auf die der Saft mit der geronnenen Milch gelegt wurde. Ein schwerer Stein drückte die Molke heraus, die als Schweinefutter in den Stall wanderte. Die erwähnte „Quarkquetsch“ benützten manche Kinder im Winter als Schlitten. Aus der Butter formten die Frauen schöne runde „Plagerln“, die auf eine Holzform gedrückt wurden und recht schöne Zeichnungen aufwiesen. Meine Großtante, die alte Frau Strnad am Pfarrerb, verstand es, wundersame Tierformen aus Butter herzustellen, die mit Blättern, Blüten und Bandeln geschmückt als Namenstag- oder Geburtstagsgeschenke berechtigtes Aufsehen erregten. Oft mangelte es an Butter und Topfen, manchmal war wieder Ueberfluß. Den Topfen ließ man auch längere

Zeit stehen, bis der „Schmierkäse“ sich entwickelte oder es wurden Quargeln gemacht, die sicher nicht den Wettbewerb mit den berühmten „Olmüzer Quargeln“ aushielten. Die Milchwirtschaft brachte ein schönes Geld ins Haus und die täglichen Ausgaben sowie die Steuern und oft auch die Kleider wurden mit dem „Milchkreuzer“ bezahlt.

Der grüne Klee (besonders der Steirer-Klee), die Rübenblätter und Schnitte im Herbst waren ein gutes Futter. Andere Mittel standen noch nicht im Gebrauch. Schlug die Heuernte fehl, dann herrschte Futternot im Winter. Der Bauer verkaufte einige Stück, die anderen schauten recht jämmerlich aus, da sie oft mit Stroh gefüttert wurden, das man mit der Maschine zerschnitt. Die alten „Siedeloden“ dürften heute selten mehr zu finden sein. Der Ausdruck „Sied“ statt Häcksel ist in Nordmähren bodenständig. Die Handmaschinen wurden in den letzten Jahrzehnten verdrängt. Nur die Rübenmaschine wird noch von den Mägden gedreht. Wie man auf dem Gebiete der Milchwirtschaft bestrebt ist, das Beste herzustellen und zu verkaufen, so hat auch die Viehzucht das Bestreben, schöne Tiere heranzuziehen. Dem Mastvieh schenkt man große Beachtung und die sogenannte rationelle Wirtschaft gewinnt überall Boden. Die Landwirte ziehen nur Tiere auf, die sie für geeignet finden und verkaufen nur nach dem Gewichte. In der Schweinezucht hat sich Frankstadt selbständig gemacht. Früher holten die Leute ihre Schweine in Neustadt, Olmütz oder Littau, wo es große Märkte gab. Da fuhren die Käufer um Mitternacht weg und kehrten am Nachmittag heim. Das geschah im Februar oder im März und angenehm war diese Fahrt gar nicht, weil es oft bitter kalt war. Im Sommer kamen die „Sauschneider“, die ähnlich den Kalkbauern ihr Erscheinen laut ausriefen. Sie verfügten oft über eine größere Geldsumme und Raubansfälle auf sie waren nicht so selten. So wurde einer auf der Straße von Frankstadt nach Wiesen ermordet und ausgeraubt.

Einen guten Ruf hatten die Pferde um Mähr.-Neustadt. Hier war eine bedeutende Pferdezucht und die Bauern huldigten

auch dem Rennsport. Sie erzielten ganz schöne Ergebnisse. Heute ist die Pferde- zucht nicht mehr das, was sie einst war. Die Kraftwagen machen da ihren Einfluß geltend. Vorübergehend wollten vor Jahren einzelne Bauern die Pferde durch Ochsen ersetzen, doch kamen sie bald von dem Gedanken ab.

Eine große Umwälzung erfuhr der Getreidebau. Die Aussaat mit der Hand ist verschwunden dafür hat fast jeder Bauer eine Sämaschine. Die Pflüge, Eggen und die anderen Ackergeräte sind aus Eisen. Die Sensen, die um 1850 die Sichel verdrängten, sind zwar noch immer in Verwendung, doch sieht man den alten „Haberzeug“ mit seinen 4 Spießen nur mehr in einer Ecke des Dachbodens, wo er ein stilles Dasein führt, während die Mähmaschine unumstritten das Feld beherrscht. Die ersten Grasmäher tauchten um 1895 auf, dann folgten die Getreidemäher und vor dem Kriege arbeitete auf dem Erbgericht ein Garbenbinder. Die Maschine verdrängt den Menschen und führt zu der Erscheinung der Arbeitslosigkeit. Wo sind die Zeiten, als noch die Mäher und die „Abrasser“ in der Sommer- hitze dem Bauer halfen, die Arbeit eines Jahres einzuheimsen. Noch sehe ich den Berka mit seiner Schar den Berg hinaufsteigen; es war eine lange Reihe, sie wollte gar kein Ende nehmen: Männer, Frauen und Kinder stiegen im Gänsemarsch hinan und er war stolz auf seine „Völker“, die aber auch arbeiten konnten. Das Land, von dem wir die Maschinen erhielten, ist Amerika, das auch noch heute die Führung hat. Seit 1900 bürgerte sich der Heurechen, der Heuwender und die Stroh- presse ein und der elektrische Kraft- und Lichtstrom ist in jedem Haus zu finden. Noch um 1850 wurde das Getreide mit den Flegeln gedroschen und die Körner geworfelt, d. h. beide Scheunentore öffnete der Bauer und warf mit einer Schaufel die Feldfrucht gegen den Luftzug. So wurde die Spreu entfernt, mit dem Schmellesbesen wurden die Unreinigkeiten abgekehrt, das Getreide einigemal gesiebt und dann mit den alten Vierteln in die Säcke gefüllt. Sehr rein war das Getreide nicht und den Unkrautsamen konnte man nur sehr schwer entfernen. Eine große

Marterei waren die Handdreschmaschinen, die von kräftigen Leuten in Bewegung gesetzt wurden. Ein mächtiger Fortschritt war der Göpel, in dem die Pferde die Dreschmaschine zogen. Um 1870 sah man die erste genossenschaftliche Dampfmaschine und seit 1905 herrscht der Elektromotor in den Scheunen. In Rumänien sah ich im Jahre 1917 die biblische Form des Dreschens: Zwei Ochsen wurden auf der Tenne herumgeführt und traten die Körner aus. Der Archivar des n. ö. Landes- archives, Dr. J. Kraft, fand vor zwei Jahren einen Akt aus dem Jahre 1743, aus dem hervorgeht, daß ein Unbekannter damals den Plan einer Dreschmaschine vorlegen wollte, doch hat man ihm keine Beachtung geschenkt und wir wissen heute nicht einmal, wie diese Maschine aussah.

Auch die Bewirtschaftung der Felder, die Fruchtfolge und die Gewinnung des Saatgutes haben sich wesentlich geändert. Die Felder werden entwässert, die Wiesen bewässert, die alte Dreifelderwirtschaft ist durch den Anbau von Kartoffeln, Rüben und Wohn längst überholt. Diese Frucht wurde um 1900 stark angebaut, verschwand aber wieder nach einigen Jahren. Zum Entwässern benutzte man im Anfang Steine und Ziegeln, jetzt aber nur Röhren. Die Wiesenberieselung hinter dem Rabenseifen- wasser entsprach nicht den gehegten Erwartungen, sodaß man sie wieder umackerte. Das Saatgut wird öfters gewechselt, man berücksichtigt den Boden, die Höhenlage und das Klima.

Die Jauchengrube hat sich, obwohl in den landwirtschaftlichen Zeitungen auf ihre hohe Bedeutung immer wieder hingewiesen wird, wenig geändert. Noch lehnt in vielen Höfen der „Odelshöper“ an dem Misthaufen, verschiedene Arten von Pumpen stehen heute in Verwendung und im Jauchensaß führt der Bauer die wertvolle Flüssigkeit auf die Felder. Nirgends läßt man sie fortrinnen, wie vor Jahren es gar oft zu bemerken war, daß ein braunes Bächlein still und ruhig beim Hofstor hinausfloß in den Straßengraben.

Das Genossenschaftswesen lebt sich in den Dorfgemeinden ein: es entstehen Druschgenossenschaften, Molkereien, Milch- und Weidegenossenschaften, Lagerhäuser usw. Die innere Einigkeit, das gegenseitige

Vertrauen und den Zusammenschluß aller Landwirte suchten einige bedeutende Männer herbeizuführen. In Wort und Schrift traten sie für einen großen Bund ein und das war anfangs sehr schwer. Jede Gruppe: Gebirgs-, Land-, Wein- und Kleinbauern verlangten und forderten und stellten ihre Wünsche an erster Stelle, einzelne sahen das Heil wieder in den Parteivereinen und das war ein großer Fehler. Die straffe Einigkeit der Arbeiter erreichten zum Teil die Bauern erst in den letzten Jahren. Weitblickende Männer waren im alten Oesterreich der bekannte Reitherer und Schönerer, gewiegte Politiker, die leider, besonders der letztere, keinen großen Anhang fanden. Heute weiß man ihren Wert zu schätzen. Im Zeitalter der Organisation kann auch der Bauer nicht ein nörgelnder Einsiedler sein, er muß sich zusammenschließen, da ja nur in der Masse die Kraft liegt.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch das weibliche Geschlecht an dem Aufstieg teilgenommen hat. Die Mädchen besuchen Schulen und Kurse. Sie treten aus der stillen Verborgenheit heraus, in der noch unsere Mütter und Großmütter aufwuchsen. Heute muß ein Mädchen, wenn es heiratet, nicht nur Geld, sondern auch Kenntnisse haben.

Unsere Zeit ist ein Uebergang. Die Verhältnisse, wie sie heute liegen, können nicht so bleiben. Wohl haben wir den Frieden, doch herrscht überall Unzufriedenheit, überall gärt und brodelt es wie in einem Kessel voll siedenden Wassers. Alte und neue Ansichten kämpfen miteinander, soziale und wirtschaftliche Fragen sollen gelöst werden: Arbeitslosigkeit, Altersversorgung, Krankenkasse, Völkerfreiheit, Schutzzölle, Freihandel usw. Die Landwirtschaft ist überall in den Staaten ein Sorgenkind, da sie nicht Schritt halten kann mit der Industrie, die ihre Erzeugnisse teurer verkauft als der Bauer seine Feldfrüchte. Trotz des großen Fortschrittes auf allen Gebieten zeigen sich deutliche Schattenseiten, die eben eine Folge dieses raschen Aufstieges sind. „Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten“, sagt ein alter Spruch. Der wirtschaftliche Kampf ist heute stärker als früher, der Bauer sucht aus dem Boden den größten Nutzen herauszuschlagen.

Wir leben in einem neuen Abschnitt der Menschheit. Die Maschine regiert und drückt der Gesellschaft, dem Handel, dem Verkehr und der Wirtschaft ihr Gepräge auf. Der Bauer wird zum Arbeiter, er organisiert sich, er wird langsam ein Klassenkämpfer und vergift das Volkstum, die Bräuche und Sitten, die er von allen Ständen am längsten bewahrte. Welche Schätze lagen und liegen zum Teil noch heute in den entlegenen Höfen und Wirtschaften, die für ein Museum erlesene Prachtstücke liefern! Wohl stemmt sich die Mehrheit unseres Volkes gegen die seelenlose Zeit, besinnt sich auf die hohen Aufgaben, die wir zu leisten haben für unser deutsches Volk und für die Heimat und die Stimmen derer, die gegen den verderblichen Materialismus kämpfen, mögen nicht achtlos im Winde verhallen

Für den

Ausbau der Heimatarbeit

brauchen viele Schulen die Heimatblätter der früheren Jahrgänge. Wer seine gesammelten Heimatblätter selbst nicht braucht, schenkt sie seiner Dorfschule.

Die Rose von Olmütz.

Eine Sage aus der Mongolenzeit; mitgeteilt vom Heimatkenner Eduard.

(Fortsetzung.)

Er hatte am heiligen Hostenberge eine Klausur gestiftet, deren Bewohner, Pater Cölestin, gegenwärtig ein fast hundertjähriger Greis, sein alter Freund und Beichtvater, weithin als Körper- und Seelenarzt berühmt, durch die zahlreichen Pilger, die sich bei ihm Rates und Trostes erholten und ihm in der Marienkapelle auf der Bergplatte, worin er als Beichtiger und Messner fungierte, ihr inneres Leben aufschlossen, die schauerhaftesten Geheimnisse erfuhr und von seiner hohen Zinne herab das Leben und Treiben der Menschen unten im mährischen Lande beobachtete. Zu diesem Manne wandte er, ohne das Pilgergewand abzulegen, seine müden Füße. Was er von Cölestin erfuhr, ist ein so naturwidriger Greuel,